

Für alle Fälle Stefanie

E. Taverna

TV-Seifenopern haben ein nimmersattes Publikum. Millionen Zuschauer lechzen täglich nach farbenfreundlichen Kliniken, frischer Wäsche und chromblitzenden Operationssälen. Ob gefühlsduselig, voller Klischees, oder dem realen Leben abgefilmt, die Dramaturgie verlangt vom Personal Tempo, Sexappeal und möglichst viel Herz und Schmerz. Claudia Schmutzler, alias Schwester Stefanie, begeisterte während Jahren jede Woche über 5 Millionen Zuschauer in der SAT-1-Serie «Für alle Fälle Stefanie». Mit neuer Haarfrisur ist sie wieder zurück im Luisen-Krankenhaus, auch als Zwillingsmutter in einer Ehekrise, belastbare Alleskönnerin und Strahlefrau, wie eh und je.

Die Umfrage

Die sechs jungen Frauen der St. Galler Schule für Gesundheits- und Krankenpflege Stephanshorn haben keine Freude am Superstar Stefanie. Zu perfekt sei sie, zu idealisiert, der Rock zu kurz, die Laune übertrieben gut. Der reale Hintergrund der täglichen Klinikarbeit bleibe ausgeblendet.

Am Ende des zweiten Ausbildungsjahres haben sie mit der ganzen Klasse im Unterrichtsfach «Gesellschaftlich vernetztes Handeln» die Auswirkungen von Spitalserien auf das Pflegebild in der Gesellschaft studiert. Fernsehserien wurden diskutiert, um anschliessend mit einer Fragebogenaktion zufällig ausgewählte Strassenpassanten zu interviewen. Während eines Nachmittages haben 19 Schülerinnen und 2 Schüler im Weihnachtstrubel der Stadt St. Gallen nach dem Phantombild des Pflegeberufes gefahndet. Die Antworten von rund 100 Personen wurden nach Kategorien geordnet, diskutiert und bewertet. Die Resultate machten anschliessend vier Gruppen mit Flugblättern im Spital, einer Information an die TV-Sendung «Quer», einem Beitrag in der Schulzeitung und mit kurzen Mitteilungen an Tageszeitungen und das Magazin «Facts» bekannt. Es habe danach Leser-

briefe, Gratulationen vom Berufsverband und viele mündliche, ermunternde Reaktionen aus dem Bekanntenkreis gegeben.

Die Umfrage sei schwierig gewesen, viele Leute seien ausgewichen, hätten wenig über die Serien und noch weniger von der Pflegerealität gewusst. Weil alle Medien von den Pflegestreiks berichtet hätten, seien die schlechte Bezahlung und der Stress am meisten erwähnt worden. Die Grundeinstellung war positiv: die Schwestern sind nett, machen Spritzen und werden bewundert, weil sie auch Unangenehmes und Ekliges erledigen müssen. Häufig gehörter Kommentar: «Ich könnte das nie.»

Diskussion

Die anwesenden Schülerinnen sind darüber enttäuscht, dass ihre fachliche Kompetenz für die Befragten kein Thema war. Sie fühlen sich auf ein Rollenbild fixiert, das sie nur als freundliche Helferinnen wahrnimmt, die stets Zeit haben und im übrigen ausführen, was ihnen aufgetragen wird. Die Kritik richtet sich an das Fernsehen, das ein Zerrbild vermittele und an das Publikum, das an der Berufsrealität kein Interesse habe. Die Gruppe stellt ernüchtert fest, dass im öffentlichen Alltag der mehrjährige, anspruchsvolle Schulunterricht niemanden besonders interessiert. Sie räumen zwar ein, dass sie von der Ausbildung einer Polizistin oder Kindergärtnerin auch nicht viel wissen und dass Eigenwahrnehmung und öffentliche Wertschätzung wohl in jedem Beruf zweierlei sind. Doch entmutigen lassen sie sich nicht. Sie wissen um den Wandel der alten Berufsbilder, sie kennen die traditionellen Frauenrollen und sie beobachten, selbst im engsten Freundeskreis, wie unrealistische Erwartungen und Klischeedenken vorkommen. Das gemeinsame Experiment hat auch ausserhalb des Unterrichts viel Nachdenken ausgelöst: über die Rolle der modernen Medien, über die eigene Berufsidentität, über die Rollenbilder in unserer Gesellschaft und über die realen Schwierigkeiten der Meinungsforschung.

Der Schulleitung ist an dieser Stelle auch ein Kompliment zu machen, weil sie trotz eines gedrängten Programmes ein vielschichtiges Experiment gewagt hat, das jungen Menschen eine strukturierte Auseinandersetzung mit eigenen und fremden Widersprüchen erlaubte.